



SYRIE

JAMES

*Dracula,*

MY LOVE

atb

ROMAN

Als ich an jenem hellen Julinachmittag des Jahres 1890 in Whitby aus dem Zug stieg, ahnte ich noch nicht, dass schon bald mein Leben und das Leben aller, die ich kannte und liebte, in höchster Gefahr schweben würde. Wir – diejenigen von uns, die all die Schrecken überstanden haben, sind für immer verändert daraus hervorgegangen. Es überkam mich keineswegs ein plötzliches Frösteln, als ich an jenem Tag den Fuß auf den Bahnsteig setzte, noch viel weniger hatte ich eine unheimliche Vorahnung von den unvorstellbaren Ereignissen, die uns erwarteten. Nichts deutete darauf hin, dass sich diesmal die Ferien am Meer von den bisherigen Aufenthalten unterscheiden würden.

Damals war ich zweiundzwanzig Jahre alt. Ich hatte nach vier glücklichen Jahren soeben meine Stelle als Lehrerin aufgegeben, um mich auf meine bevorstehende Heirat vorzubereiten. Obwohl ich höchst besorgt um meinen Verlobten Jonathan Harker war, der noch nicht von einer Geschäftsreise nach Transsilvanien zurückgekehrt war, entzückte mich doch die Aussicht, die nächsten ein, zwei Monate an einem wunderschönen Ort und mit meiner allerbesten Freundin zu verbringen und während dieser Zeit uneingeschränkt mit ihr reden und Luftschlösser bauen zu können.

Ich erblickte Lucy, die mich auf dem Bahnsteig erwartete und in der Menschenmenge nach mir Ausschau hielt. Sie sah hübscher aus denn je in ihrem Kleid aus weißem Batist. Ihre goldenen Locken lugten schüchtern unter ihrem eleganten

blumengeschmückten Hut hervor. Unsere Blicke trafen sich, und ihr Gesicht strahlte auf.

»Mina!«, rief Lucy, während wir aufeinander zueilten, um uns in die Arme zu fallen.

»Wie du mir gefehlt hast!«, erwiderte ich und drückte sie an mich. »Mir ist, als wäre ein ganzes Jahr vergangen, seit wir uns zuletzt sahen, und nicht nur einige Monate. In der Zwischenzeit ist so vieles geschehen.«

»Mir geht es ebenso. Im letzten Frühjahr waren wir beide noch ledig. Und nun ...«

»... sind wir beide verlobt!« Wir lächelten glücklich und umarmten einander erneut.

Lucy Westenra und ich waren seit jenem Tag beste Freundinnen, da wir uns in der Upton Hall School kennenlernten. Damals war ich vierzehn Jahre alt und sie zwölf. Schon bald waren wir unzertrennlich, obwohl wir aus völlig unterschiedlichen Verhältnissen stammten – Lucy hatte liebevolle, wohlhabende Eltern, die sie vergötterten, während ich meine Eltern nie kennengelernt habe und nur Dank eines Stipendiums diese hervorragende Schulbildung genießen konnte. Auch äußerlich hätten wir verschiedener nicht sein können: Ich hatte rosige Wangen, grüne Augen und braunes Haar, war mittelgroß und schien in den Augen anderer eine recht ansprechende Erscheinung zu sein; Lucy dagegen war eine wunderbare Schönheit mit einer vollkommenen, zierlichen Figur, strahlend blauen Augen, elfenbeinfarbenem Teint und einem Kopf voller atemberaubender goldener Locken. Lucy ritt für ihr Leben gern, spielte Ball und Tennis, während ich stets viel glücklicher war, wenn ich die Nase in ein Buch stecken konnte. Und doch hatten wir in vielerlei Hinsicht einiges gemein.

Während unserer gesamten Schulzeit schliefen wir im gleichen Zimmer, spielten und lernten zusammen, unternahmen gemeinsam lange Spaziergänge, lachten und weinten miteinander und erzählten uns all unsere Geheimnisse. Da ich kein

wirkliches Zuhause hatte, wohin ich zurückkehren konnte, wenn keine Schule war, hatte ich oft – und mit großer Dankbarkeit – die Ferien bei Lucys Familie verbracht, entweder in ihrem Londoner Haus oder auf dem Land oder in dem jeweiligen modischen Seebad, das Frau Westenra gerade bevorzugte. Als ich später an meiner alten Schule Lehrerin wurde, blieb unsere Freundschaft unverändert bestehen. Auch nachdem Lucy ihre Studien abgeschlossen hatte und mit ihrer verwitweten Mutter nach London zurückgekehrt war, korrespondierten wir eifrig und blieben durch regelmäßige Besuche ständig in Verbindung.

»Wo ist deine Mutter?«, fragte ich nun und hielt Ausschau nach Frau Westenra.

»Sie ruht sich in unserer Pension aus. Wie gefällt dir mein neues Ausgekleid? Und mein Hut? Mama behauptet, das sei genau das Richtige für einen Urlaub am Meer. Aber sie hat einen solchen Wirbel darum gemacht, dass ich Kleid und Hut schon beinahe nicht mehr sehen kann.«

Ich versicherte Lucy, beide seien wunderschön, und der einzige Grund, warum die Mode sie langweile, sei wohl, dass sie derlei nie habe entbehren müssen. »Wenn du wie ich nur vier Kleider und zwei Kostüme dein eigen nennen würdest, Lucy, dann würdest du dich wahrscheinlich nach den Kleidungsstücken sehnen, die du heute so verächtlich betrachtest.«

»Liebe Mina, dir mag es an der Anzahl von Kleidern fehlen, aber du machst das durch deren Eleganz wett, denn du siehst stets adrett und bezaubernd darin aus. Dieses Sommerkleid finde ich ganz wunderbar! Gehen wir? Die Droschke wartet. Lass den Gepäckträger deine Koffer nach vorn bringen. Warte nur, bis du Whitby siehst! Es ist ein herrliches Fleckchen Erde!«

Und wirklich, sobald wir vom Bahnhof losfuhren, bestaunte ich die hübsche Aussicht aus dem Fenster der Kutsche. Eine sanfte Brise wehte den salzigen Meeresduft zu uns,

und über unseren Häuption kreisten krächzend die Möwen. Unmittelbar unter uns hatte das Flösschen Esk sich seinen Weg zwischen zwei grünen Tälern hindurch gebahnt und floss nun an einem geschäftigen Hafen vorbei ins Meer. Der strahlend blaue Himmel mit den bauschigen weißen Wolken bildete einen wunderschönen Kontrast zu den Häusern der alten Stadt mit ihren roten Ziegeldächern, die sich übereinander geschachtelt an der steilen Flanke des Berges drängten. »Was für ein reizendes Städtchen!«

»Nicht wahr? Ich habe mich so gefreut, dass Mama beschlossen hat, diesen Sommer einmal an einen anderen Ort zu reisen. Ich war Brighton und Sidmouth wirklich leid.«

»Es ist sehr nett von euch, dass ihr mich wieder eingeladen habt, mich euch anzuschließen.« Ich ergriff eine von Lucys behandschuhten Händen und drückte sie liebevoll. »Nun, da ich den Lehrerberuf an den Nagel gehängt und meine Zimmer in der Schule für immer aufgegeben habe, hätte ich gar nicht gewusst, wohin ich mich diesen Sommer sonst hätte wenden sollen.«

»Es würde mir nicht im Traum einfallen, diese Ferien mit irgendjemand anderem zu verbringen, meine liebe Mina. Wie viel Spaß wir haben werden! Es heißt, dass man hier überall wunderbare Spaziergänge machen kann, oder man kann ein Boot mieten und auf dem Fluss fahren.«

»Oh! Ich bin immer besonders gern gerudert.«

»Und schau nur ans andere Flussufer. Siehst du da drüben die lange Treppe, die sich nach oben windet? Sie führt wohl ganz hinauf zu der Kirche und der Abteiruine oben auf dem Berg. Ich brenne darauf, alles zu erkunden. Doch seit wir gestern hier eingetroffen sind, ist Mama zu erschöpft gewesen, um die Pension zu verlassen. Auf keinen Fall wollte sie versuchen, diesen Berg zu erklimmen. Nun, da du hier bist, können wir lange Spaziergänge machen und uns alles ansehen.«

»Ist deine Mutter denn krank?«

»Nein. Ich glaube es zumindest nicht. Sie scheint nur in

letzter Zeit sehr schnell zu ermüden, und wenn wir einen steilen Weg hinaufgehen, wird sie leicht kurzatmig. Ich hoffe, dass ihr die Seeluft guttun wird. Nun«, fuhr Lucy aufgeregt fort, »wie findest du meinen Verlobungsring?« Sie zog den Handschuh aus und streckte mir ihre Hand entgegen.

Es verschlug mir beinahe den Atem, als ich den zarten, mit Perlen besetzten Goldreif erblickte, der ihren schlanken Finger zierte. »Er ist wunderschön, Lucy.«

»Lass mich deinen sehen.«

»Ich habe bisher noch keinen Verlobungsring«, gestand ich ihr ein. »Aber Jonathan hat kurz vor seiner Abreise ins Ausland erfahren, dass er seine Prüfungen erfolgreich abgelegt hat. Nun ist er kein einfacher Anwaltsgehilfe mehr, sondern wirklich und wahrhaftig Rechtsanwalt! Er hat mir sein Wort gegeben, dass er mir einen Ring kaufen wird, sobald er zurückgekehrt ist.«

»Aber ihr habt doch zumindest eure Haarlocken ausgetauscht?«

»Natürlich! Fürs Erste bewahren wir sie in kleinen Kuverts auf.«

»Arthur und ich haben unsere in goldenen Amuletten verwahrt; seines hängt an seiner Uhrkette. Ich trage meines jedoch nicht mehr so oft, seit er mir dies hier geschenkt hat.« Mit einem glückseligen Lächeln betastete sie das schwarze Samtband, das sie um den Hals trug und das mit einer Diamantbrosche als Schließe geschmückt war.

»Ich bewundere dieses Halsband schon, seit ich aus dem Zug ausgestiegen bin. Es ist wirklich erlesen.«

»Die Brosche hat Arthurs Mutter gehört. Ich habe sie so gern, dass ich das Halsband kaum ablege, außer wenn ich zu Bett gehe.«

Wir fuhren vor einem schönen, weitläufigen alten Haus im Royal Crescent vor, das von der Witwe eines Kapitäns geführt wurde und in dem Lucy und ihre Mutter Zimmer angemietet hatten. Ich ließ mein Gepäck nach oben in das Zimmer

bringen, das ich mir mit Lucy teilen sollte. Da Frau Westenra noch ruhte und es für das Abendessen zu früh war, nahmen wir beide unsere Hüte und Sonnenschirme zur Hand und machten uns auf, um Whitby zu erkunden.

»Was für Neuigkeiten hast du von Jonathan?«, erkundigte sich Lucy, während wir die North Terrace entlangspazierten und den Meerblick und die angenehme Sommerbrise genossen. »Hast du wieder einen Brief erhalten?«

Ich seufzte tief. »Seit einem ganzen Monat habe ich nichts von ihm gehört. Ich bin höchst besorgt.«

»Ein Monat ist doch keine so lange Zeit zwischen zwei Briefen.«

»Für Jonathan schon.«

In den vergangenen fünf Jahren hatte Jonathan in Exeter bei einem lieben Freund seiner Familie eine Lehre als Anwaltsgehilfe absolviert. Herr Peter Hawkins hatte auch die Kosten für seine weitere Ausbildung übernommen. Gegen Ende April hatte Herr Hawkins Jonathan als seinen Vertreter nach Osteuropa geschickt, in das Land Transsilvanien, wo er sich mit einem Adeligen, dem Grafen Dracula, treffen sollte, für den er ein Immobiliengeschäft abgewickelt hatte. Jonathan hatte sich sehr über diese Gelegenheit gefreut, denn er hatte schon immer reisen wollen, aber nie über die notwendigen Geldmittel verfügt.

»In all den Jahren haben Jonathan und ich einander mit schönster Regelmäßigkeit geschrieben, oft sogar zweimal in der Woche. Als er gerade die Reise angetreten hatte, erhielt ich einen langen Brief voller Neuigkeiten über die Überfahrt, alle Sehenswürdigkeiten, die er sich anschaute, die Menschen, die ihm begegnet waren, und die neuen Speisen, die er gekostet hatte. Doch plötzlich brach die Korrespondenz ab. Ich erfuhr nicht, ob er Transsilvanien erreicht hatte, und glaubte, es sei ihm vielleicht ein Unglück zugestoßen. Ich beschaffte mir von Herrn Hawkins die Anschrift des Grafen Dracula und schrieb Jonathan unter dieser Adresse. Endlich erreichte

mich eine Notiz – wenn sie auch kurz und hastig abgefasst war, überhaupt nicht Jonathans Art, ohne jegliche Erwähnung des Briefes, den ich geschickt hatte – nur einige wenige Zeilen, in denen er mir mitteilte, seine Arbeit dort sei beinahe abgeschlossen und er würde sich in wenigen Tagen auf den Heimweg machen. Ich antwortete ihm unverzüglich und ließ ihn meine Reisepläne wissen, sodass er mir die Post hierher nach Whitby senden konnte. Doch inzwischen ist schon wieder ein Monat vergangen, ohne dass ich eine Antwort erhalten hätte. Was kann ihm nur zugestoßen sein?«

»Vielleicht ist er länger als erwartet in Transsilvanien geblieben, oder er hat sich entschieden, auf der Heimreise weitere Sehenswürdigkeiten anzuschauen?«

»Wenn das stimmt, warum hat er mich es dann nicht wissen lassen? Warum hat er meinen letzten Brief nicht beantwortet?«

»Die Post geht oft seltsame Wege, Mina, und manchmal dauert es ewig, bis sie bei uns eintrifft, besonders wenn sie aus dem Ausland kommt. Glaube mir: Jonathan geht es gut. Du hörst bestimmt ganz bald von ihm. Er möchte sicher nicht, dass du dich ängstigst. Es liegt ihm gewiss daran, dass du deine Ferien genießt.«

Ich seufzte wieder. »Wahrscheinlich hast du recht.«

Wir stiegen eine steile Treppe zum Pier hinunter und gingen von dort am Fischmarkt vorüber, wo die Fischer und ihre Frauen an den Booten standen und die letzten Kisten mit dem Fang des Tages unter eifrigem Feilschen an einige schlicht gekleidete Käufer verhökerten. Die Luft hallte wider vom Lärm der krächzenden Seevögel, dem Geräusch der Wellen und der Segel, die in der Brise klatschten; sie war so mit dem salzigen Aroma des Meeres, dem Geruch nach frischem Fisch und feuchten Tauen gesättigt, dass ich sie beinahe auf der Zunge zu schmecken meinte.

»Wie ich das Meer liebe!«, rief ich aus. Das fröhliche Durcheinander der Bilder, Töne und Gerüche ringsum hatte



mich frisch gestärkt. »Jetzt musst du mir aber alles berichten, Lucy. Wie ist dein Herr Holmwood? Oder sollte ich besser sagen: der künftige Lord Godalming?«

»Oh! Arthur ist wirklich ein Schatz. Er hat versprochen, mir schon bald hier in Whitby einen Besuch abzustatten. Ich vermisse ihn so sehr, wenn wir getrennt sind.«

»Habt ihr den Hochzeitstag schon festgelegt?«

»Nein, aber Mama drängt uns, recht bald zu heiraten, vielleicht bereits im September. Ich muss gestehen – ich hoffe, dass ich dir das sagen kann, Mina –, September kommt mir schrecklich bald vor. Es ist doch erst zwei Monate her, dass ich Arthurs Antrag angenommen habe. Ich habe mich immer noch nicht an den Gedanken gewöhnt, dass ich tatsächlich heiraten werde.«

Ich schaute Lucy voller Überraschung an. »In deinen Briefen hast du geschrieben, du hättest dich bis über beide Ohren in Arthur verliebt, und du warst immer so freudig erregt über eure Verlobung.«

»Das bin ich noch! Ich liebe Arthur wirklich. Er ist groß und sieht so gut aus und hat solch wunderbares, lockiges Haar. Wir haben ungeheuer viel gemeinsam, und Mama betet ihn einfach an. Ich weiß, dass er der ideale Gatte für mich ist, und ich bin sehr glücklich.«

Inzwischen hatten wir die Brücke über den Fluss überquert, die der einzige Zugang zum East Cliff ist. Am andern Ufer begannen wir unseren Anstieg über eine sehr lange Treppe – genau jene, die mir Lucy von der Droschke aus gezeigt hatte –, die sich in einer sanften Biegung von der Stadt zur Ruine der Abtei und der Kirche oben hinaufwand.

»Wenn du glücklich bist, Lucy«, sagte ich, während wir hinaufstiegen, »warum wirkst du dann so besorgt?«

»Besorgt?« Lucy verzog das Gesicht zu jenem reizenden Stirnrunzeln, das mir so bekannt und vertraut war. »Das wollte ich durchaus nicht! Ich werde nur ein wenig traurig, wenn ich daran denke, dass dies unsere letzten gemeinsamen

Ferien sind, Mina, und dass man mich schon sehr bald nicht mehr als junge Dame im heiratsfähigen Alter betrachten wird, sondern als nüchterne, alte, verheiratete Frau. Ich fand es so aufregend, jung zu sein und von vielen Männern bewundert und begehrt zu werden! Wenn ich mir vorstelle, dass all das nun vorbei sein soll! Ich bin doch noch nicht einmal zwanzig Jahre alt!«

Ich nahm den jammervollen Ausdruck in Lucys wunderhübschem Gesicht wahr und unterdrückte nur mit Mühe ein Lachen. »Liebe, liebe Lucy«, sagte ich und hakte mich bei ihr unter, »ich würde so gern mit dir fühlen, doch leider habe ich diese Aufregung nie erlebt, von der du gesprochen hast. Ich hatte stets nur einen einzigen Verehrer: Jonathan. Nicht alle jungen Damen erhalten gleich Heiratsanträge von drei verschiedenen Männern an einem Tag.«

Lucy schüttelte verwundert den Kopf. »Mir dreht sich immer noch der Kopf, und mir wird ganz schwindelig, wenn ich an jenen Tag zurückdenke! Ich sage dir, manchmal geschieht einfach alles gleichzeitig. Bis zu jenem vierundzwanzigsten Mai hatte ich noch keinen einzigen Heiratsantrag bekommen – zumindest keinen echten. Denn der Tag, an dem William Russell einen Ring in meinem Kuchen versteckte, als wir neun Jahre alt waren, oder der Tag, an dem mich Richard Spencer auf der Wiese hinter der Upton Hall School küsste und mir das Versprechen abrang, ihn zu heiraten, die zählen doch sicher nicht? Damals war ich noch ein kleines Mädchen, und sie waren dumme kleine Jungen. Seit wir nach London gezogen sind, haben mich viele Männer bewundert, doch keiner hat je auch nur daran gedacht, um meine Hand anzuhalten. Und dann plötzlich drei Heiratsanträge auf einmal!«

Lucy hatte mir geschrieben und in allen Einzelheiten von jenem außergewöhnlichen Tag berichtet. Dr. John Seward, ein hervorragender junger Arzt, hatte ihr am Morgen seine Aufwartung gemacht, ihr seine Liebe erklärt und sie um ihre Hand gebeten. Ihm folgte ein weiterer Verehrer, ein reicher

Amerikaner aus Texas namens Herr Quincey P. Morris, der sowohl mit Dr. Seward als auch mit Herrn Holmwood eng befreundet war und der ihr kurz nach dem Mittagessen die gleiche ernste Frage antrug. Lucy war von Bedauern überwältigt, sah sich aber gezwungen, beiden zu erklären, dass sie ihre Anträge ablehnen musste, weil sie einen anderen liebte. Genau am gleichen Nachmittag hatte Arthur Holmwood es geschafft, ihr in einem ruhigen Augenblick seinen eigenen, in ihren Ohren so reizend klingenden Antrag zu machen, den Lucy voller Begeisterung angenommen hatte.

»Es muss ein wunderbares Gefühl gewesen sein«, sagte ich, »festzustellen, dass du von so vielen guten und würdigen Männern verehrt wirst.«

»Es war wunderbar – und doch war es auch sehr, sehr schrecklich. Wie Dr. Seward und Herr Morris zu der Meinung gelangt sein konnten, dass sie mich liebten, das vermag ich wirklich nicht zu sagen. Denn jedes Mal, wenn sie uns einen Besuch abstatteten, musste ich stumm dasitzen, wie ein Schulmädchen lächeln und bei jedem ihrer Worte hold erröten, während Mama die Konversation beherrschte. Manchmal hätte ich vor Verärgerung am liebsten aufgeschrien, weil mir das so albern vorkam. Doch ich mochte sie alle drei recht gern, und nun, in einem Augenblick, da wir endlich allein waren, schüttete mir jeder von ihnen sein Herz aus. Dann musste ich zwei von ihnen mit dem Hut in der Hand fortschicken, in dem Wissen, dass sie für immer aus meinem Leben verschwinden würden! Ich bin in Tränen ausgebrochen, als ich sah, wie niedergeschlagen und betrübt der nette Dr. Seward dreinschaute. Und als ich Herrn Morris erklärte, dass mein Herz einem anderen gehöre, meinte er in seinem zauberhaften texanischen Tonfall: ›Liebes Kind, Ihre Ehrlichkeit und Ihr Mut haben mich zu Ihrem Freund gemacht, und Freunde sind dünner gesät als Liebhaber.« Dann sagte er viel Gutes und Edles über seinen Rivalen, obwohl ihm nicht bekannt war, dass es Arthur war, sein engster Freund. Und

darauf ... habe ich dir in meinem Brief berichtet, was sich Herr Morris von mir erbeten hat, ehe er fortging?«

»Ja! Er hat dich gebeten, ihn zu küssen, um ihm die Enttäuschung zu versüßen, denke ich. Und du hast ihm das gewährt!« Wir hielten kurz auf der Treppe inne, um wieder zu Atem zu kommen, und ich blickte sie an. »Ich muss zugeben, dass mich das ein wenig in Erstaunen versetzt hat.«

»Warum?«

»Lucy, du kannst doch nicht einfach jeden Mann küssen, der um deine Hand anhält, nur weil du Mitleid mit ihm empfindest!«

»Es war doch nur ein Kuss. O Mina! Warum kann ein Mädchen denn nicht drei Männer heiraten, oder so viele, wie sich um sie bewerben? Man würde sich eine Menge Ärger ersparen!«

Ich lachte laut heraus und nahm Lucy in die Arme. »Du dummes Gäschen. Drei Männer heiraten? Was für eine Vorstellung!«

»Ich habe mich so schlecht gefühlt, weil ich zwei von ihnen unglücklich machen musste.«

»Ich an deiner Stelle würde keine Minute mehr darauf verschwenden, mir Gedanken über Dr. Seward und Herrn Morris zu machen«, sagte ich, während wir weiter bergan gingen. »Sie werden mit der Zeit schon ihre Enttäuschung überwinden und andere junge Damen finden, die den Boden küssen möchten, den ihre Füße betraten.«

»Das hoffe ich, denn ich glaube, jedermann hat es verdient, ein solches Glück zu empfinden, wie ich es mit Arthur gefunden habe und du mit Jonathan.«

»Das hoffe ich auch. Ehefrau zu sein, Jonathans Ehefrau zu sein, mein Leben mit ihm zu verbringen, ihm bei seiner Arbeit zu helfen, Mutter zu werden, das ist alles, was ich mir je hätte wünschen können.«

Lucy wurden einen Augenblick sehr still und fragte dann: »Mina, hast du schon immer so empfunden?«

»Wie?«

»Ich weiß, dass du und Jonathan schon seit ewigen Zeiten Freunde seid. Aber du hast ihn bis vor kurzem nicht als möglichen Ehemann betrachtet. Hast du je an einen anderen Mann gedacht, vor Jonathan?«

»Nein. Niemals.«

»Niemals? Es muss doch gewiss in der Zeit, seit ich Upton Hall verlassen habe, irgendeinen Jüngling oder Mann gegeben haben, den du gern hattest und der dich gern hatte, jemanden, von dem du nie gesprochen hast?«

»Wenn das der Fall gewesen wäre, wüsstest du davon, Lucy. Ich habe dir immer alles erzählt.«

»Das geht nun aber gar nicht. Eine junge Frau muss doch einige wenige Geheimnisse für sich behalten.« Lucy klapperte kokett mit den Wimpern. Dann lachte sie und fuhr fort: »Du weißt doch, dass ich nur scherze, Mina. Ich habe dir auch nichts verschwiegen – weder dir noch Arthur. Mama sagt immer, dass Aufrichtigkeit und Respekt in einer Ehe das Wichtigste sind, wichtiger noch als die Liebe, und ich stimme ihr zu. Du nicht auch?«

»Gewiss. Jonathan und ich verabscheuen Geheimnisse und Heimlichtuerei. Wir haben einander vor langer Zeit feierlich gelobt, dass wir stets völlig offen zueinander sein würden. Dieses Versprechen erscheint mir nun besonders wichtig, da wir bald Mann und Frau werden.«

»So soll es auch sein.«

Wir waren inzwischen oben an der Treppe angelangt und spazierten an der Marienkirche vorüber, einem festungsähnlichen Steingebäude mit einem gedrungenen Turm und Zinnen auf dem Dach, dessen massives Äußeres bestens geeignet schien, dem Ansturm des wilden Nordseewetters standzuhalten. Danach führten unsere Erkundungen uns zu der in der Nähe gelegenen Ruine der Whitby Abbey, einer kargen, eindrucksvollen und überaus edlen Ruine von gewaltigen Ausmaßen, die inmitten eines weiten grünen Rasens lag und von

Feldern umgeben war, auf denen wie hingetupft Schafe weideten. Wir konnten nicht umhin, voller Begeisterung auf all die Schönheit zu blicken, während wir das großartige, seines Daches beraubte Kirchenschiff, das hoch aufragende Querschiff und die zarten Spitzbögen am östlichen Ende der früheren Abteikirche betrachteten.

»Ich habe, ehe ich hierhergekommen bin, eine wunderbare Legende über diese Abtei gelesen«, sagte ich. »Dort wird behauptet, dass man an manchen Sommernachmittagen, wenn die Sonne in einem bestimmten Winkel auf den nördlichen Teil des Chores fällt, in einem der Fenster eine Frau in Weiß sehen kann.«

»Eine Frau in Weiß? Wer mag das sein?«

»Manche halten sie für das Gespenst der heiligen Hilda, der angelsächsischen Prinzessin, die das Kloster im sechsten Jahrhundert gegründet hat und sich an den Dänen rächen will, die ihr großartiges Gebäude zerstört haben.«

»Ein Gespenst!«, rief Lucy mit einem Lachen aus. »Glaubst du an Gespenster?«

»Natürlich nicht. Zweifellos ist diese ›Erscheinung‹ nur eine von den Sonnenstrahlen verursachte optische Täuschung.«

»Nun, mir ist die Legende lieber. Sie ist weitaus romantischer.«

Wir verließen die Abtei und gingen an der Kirche vorbei zurück. Jetzt gelangten wir auf eine weite Fläche zwischen der Kirche und der Klippe, auf der dicht an dicht verwitterte Grabsteine standen. »Du liebe Güte«, sagte ich, »was für ein riesiger Kirchhof und was für eine herrliche Aussicht!«

Wirklich war der Friedhof, der die Kirche umgab, sehr groß und ganz wunderbar gelegen. In dramatischer Position oben auf der Klippe erhob er sich hoch über der Stadt und dem Hafen auf der einen und dem Meer auf der anderen Seite. Er schien ein beliebter Ausflugsort zu sein. Gut zwei Dutzend Menschen spazierten auf den Wegen, die im Zickzack über den Friedhof verliefen, oder saßen auf den Bänken am Weges-

rand, genossen die Aussicht und erfrischten sich an der leichten Brise.

Die Aussicht zog uns gleichsam magnetisch an. Wir schritten unmittelbar auf die Felsnase zu, wo wir eine grün gestrichene gusseiserne Bank fanden, die nah am Rand der Klippe stand. Wir setzten uns hin und genossen den herrlichen Blick auf das Panorama der Stadt und des Hafens unter uns, auf die unendliche, glitzernde Weite des Meeres, die Kaimauern und die ausgedehnten Sandstrände, die sich durch die ganze Bucht zogen, bis hin zu der Stelle, wo die Landspitze ins Meer vorragte. Neben uns arbeiteten zwei Maler an ihren Staffeleien; hinter uns blökten auf den Wiesen die Schafe und Lämmer. Ich hörte das Trappeln von Eselshufen unten auf der gepflasterten Straße und die gemurmelten Gespräche der Vorübergehenden. Sonst war alles friedvoll und unglaublich heiter.

»Ich glaube, dies ist das schönste Fleckchen in ganz Whitby«, erklärte ich.

»Ich stimme dir völlig zu«, erwiderte Lucy, »und das hier ist die beste Bank. Hiermit beanspruche ich sie als unser Eigentum.«

»Ich denke«, sagte ich mit einem fröhlichen Lächeln, »dass ich recht oft hierherkommen werde, um zu lesen oder zu schreiben.«

Hätte ich damals von den Ereignissen gewusst, die sich an genau diesem Ort abspielen würden, die Lucys Schicksal so schrecklich wenden und das Meinige so dramatisch und unwiderruflich beeinflussen würden, so wäre ich auf der Stelle umgekehrt und hätte darauf bestanden, dass wir unverzüglich Whitby verließen. Zumindest würde ich gern glauben, dass ich den Mut dazu aufgebracht hätte. Aber wie kann man sich das Unvorstellbare vorstellen? Vor allem, da alles so unschuldig begann?

In der ersten Nacht, die ich in Whitby verbrachte, begann Lucy zu schlafwandeln.

Der Abend war recht angenehm verlaufen. Nach unserem Spaziergang waren Lucy und ich zum Haus am Royal Crescent zurückgekehrt, wo wir ein frühes Abendessen mit Frau Westenra genossen. Diese freundliche Dame war bester Laune und hieß mich herzlich willkommen. Danach machte ich mich, während Lucy und ihre Mutter in der Nähe einige Pflichtbesuche bei Bekannten absolvierten, noch einmal allein auf den Weg zum East Cliff, wo ich eine wunderbare Stunde auf »unserer Bank« verbrachte und Tagebuch schrieb.

In jener Nacht jedoch, kaum dass Lucy und ich uns auf unser Zimmer zurückgezogen hatten und eingeschlafen waren, wurde ich von einem Rascheln aus dem Schlaf geweckt. Die Nacht war mild, und wir hatten die Fensterläden und das Fenster offen stehen lassen. Als ich schläfrig die Augen aufschlug, bemerkte ich im Schimmer des Mondlichtes, das unsere Kammer erhellte, dass Lucy aus dem Bett aufgestanden war und sich ankleidete.

»Lucy? Was ist los? Warum bist du auf?«

Meine Freundin antwortete nicht, sondern fuhr nur fort, ihr Unterkleid zuzuknöpfen. Sie hatte die Augen weit aufgerissen und starrte mit leerem Blick vor sich hin. Nun nahm sie einen Rock aus dem Schrank und zog ihn sich an.

»Lucy!« Ich erhob mich und tappte auf nackten Füßen durch das Zimmer zu ihr hin. »Warum kleidest du dich an?« Wieder erhielt ich keine Antwort. Lucy schien sich nicht einmal meiner Gegenwart bewusst zu sein. Plötzlich begriff ich, was hier geschah.

Ich war schon Jahre zuvor, als wir noch zur Schule gingen, bei verschiedenen Gelegenheiten Zeugin dieses seltsamen Benehmens geworden. Eines Nachts, als es schneite, war Lucy aus dem Bett aufgestanden und nach draußen gegangen, mit bloßen Füßen und im Nachtkleid. Glücklicherweise war sie damals von einer Bediensteten gefunden worden, ehe sie erfror. Die Frau hatte sie zum Aufwärmen an das Kaminfeuer gesetzt und dann wieder zu Bett gebracht. Ein anderes Mal



hatte sich Lucy ihren besten Mantel und Hut angezogen und war die Treppe hinunter in die Küche gegangen, wo sie ein großes Stück Apfelkuchen aß und ein Glas Milch trank, ehe man sie entdeckte. Am nächsten Morgen hatte sie, wenn überhaupt, stets nur eine sehr verschwommene Erinnerung an diese Vorfälle.

»Lucy, meine Liebe«, sagte ich nun, während ich ihr die Hände auf die Schultern legte und in die leeren Augen blickte, »es ist mitten in der Nacht. Du mußt wieder zu Bett gehen. Lass mich dir beim Auskleiden behilflich sein.«

Zu meiner Erleichterung widersetzte sie sich nicht. Beim Klang meiner Stimme, vielleicht auch bei der Berührung meiner Hände schien ihre Absicht völlig zu schwinden, und sie ließ sich willig von mir helfen. Es gelang mir, sie zu entkleiden, ihr das Nachtkleid überzustreifen und sie erneut zu Bett zu bringen, alles, ohne sie aufzuwecken.

Beim Frühstück am nächsten Morgen war Lucy unverändert fröhlich, plauderte unbekümmert, als hätte sich in der vergangenen Nacht nichts Außergewöhnliches ereignet. Ich lachte leise und erzählte Lucy und ihrer Mutter von dem Geschehnis.

»Schlafwandeln?«, antwortete Lucy mit einem überraschten Lachen, während sie fortfuhr, Butter und Marmelade auf ihren Toast zu streichen. »Es ist schon eine ganze Weile her, dass ich das zum letzten Mal gemacht habe.«

Frau Westenra nahm diese Neuigkeit nicht mit der gleichen Belustigung auf wie wir. »O je«, sagte sie und legte ihre bleiche Stirn in Sorgenfalten, während sie an der Perlenkette nestelte, die sie um den Hals trug. »Diese alte Angewohnheit von dir, liebe Lucy, hat mich immer mit Angst und Schrecken erfüllt. Und dass sie ausgerechnet jetzt wieder aufleben soll, da wir uns an einem wenig vertrauten, neuen Ort befinden ...«

Frau Westenra war eine kleine rundliche Dame von fünf- undvierzig Jahren. Es war unschwer zu sehen, wem ihre Tochter die Schönheit zu verdanken hatte, denn beide be-

saßen die gleichen lieblichen Gesichtszüge, die gleichen tiefblauen Augen, blonden Locken und den gleichen glatten Elfenbeinteint. Frau Westenra wandte sich zu mir und fügte hinzu: »Diese Neigung hat sie von ihrem Vater geerbt. Auch Edward pflegte mitten in der Nacht aufzustehen, sich anzukleiden und auszugehen, wenn ich ihn nicht rechtzeitig weckte, um ihn davon abzuhalten. Einmal fand ihn nachts ein Polizist, wie er in seinem besten Sonntagsanzug durch den St. James's Park spazierte. Ein andermal, als wir auf dem Land weilten, trug er um zwei Uhr früh seine ganze Angelausrüstung zum Fluss und wollte fischen.«

Lucy lachte. »Daran erinnere ich mich. Der dumme Papa.« Dann verflüchtigte sich ihr Lächeln, und ihre Augen wurden feucht, während sie an ihrem Kakao nippte. »Oh, wie ich ihn vermisse.«

»Dein Vater war ein wunderbarer Mann«, stimmte ich ihr zu.

Frau Westenra schüttelte traurig den Kopf. »Nie hätte ich gedacht, dass ich allein zurückbleiben würde. Ich war mir stets gewiss, dass ich als Erste gehen würde. Der liebe, gute Edward.« Plötzlich füllten sich ihre Augen mit Tränen, und sie griff über den Tisch hinweg nach Lucys Hand. »Dem Himmel sei Dank, dass Lucy in den vergangenen anderthalb Jahren bei mir zu Hause war. Wie es mir nach ihrer Heirat ergehen mag, weiß ich wirklich nicht.«

Lucy legte ihre zweite Hand auf die ihrer Mutter und sah ihr tief in die Augen. »Mama, gut wird es dir ergehen. Arthur und ich werden nicht weit weg von dir wohnen, und wir werden dich so oft besuchen kommen, dass du kaum merken wirst, dass ich überhaupt fortgegangen bin.«

Frau Westenra betupfte sich mit der Serviette die Augen. »Das will ich hoffen, meine Liebe. Ich freue mich sehr für dich, Lucy, und ich hoffe, dass du glücklich wirst.«

Mutter und Tochter lächelten einander liebevoll an. Ein warmes Gefühl der Zuneigung zu den beiden erfüllte mich,

und doch verspürte ich gleichzeitig unwillkürlich einen kleinen Stich des Neides. Es war ein großer Kummer in meinem Leben, dass ich niemals die Freuden genossen hatte, die einem Kind die Liebe einer Mutter oder eines Vaters beschert. Diese dunkle Seite meiner Vergangenheit war mir schon als Kind eine Quelle der Schande gewesen, und immer noch erötete ich beim bloßen Gedanken daran vor Scham.

»Jetzt lasst uns aber über die Hochzeit sprechen«, sagte Frau Westenra, die ihre Lebensgeister wiederfand und einen winzigen Happen von ihrem Rührei kostete. »Ich denke, dass du und Arthur so bald wie möglich heiraten solltet.«

»Warum die Eile, Mama? Heutzutage sind doch lange Verlobungszeiten durchaus üblich. Selbst du und Papa, ihr habt ein ganzes Jahr gewartet, ehe ihr euch vermählt habt, nicht wahr?«

»Ja, aber damals lebten wir in völlig anderen Verhältnissen. Dein Vater hatte alle Hände voll zu tun mit seinem gerade gegründeten Bankgeschäft, und er wollte, dass alles erst reibungslos lief, ehe wir einander das Jawort gaben. Derlei finanzielle Einschränkungen hat Arthur nicht. Er ist sehr wohlhabend. Als einziger Sohn wird er eines Tages Ring Manor erben, und dazu noch alle Ländereien und Besitztümer seines Vaters. Es gibt also keinen Grund auf Erden, warum ihr noch warten solltet.« Frau Westenra sprach mit einer solchen Dringlichkeit, dass ich das Gefühl hatte, hinter ihrem Wunsch, Lucy rasch verheiratet zu sehen, könnte womöglich noch ein anderer Grund stecken. Doch sie fügte nur hinzu: »Jedenfalls ist September ein herrlicher Monat für eine Hochzeit.«

»Nun, ich warte ab und höre mir an, was Arthur dazu zu sagen hat, wenn er kommt«, antwortete Lucy artig.

»Und was ist mit dir, Mina?«, erkundigte sich Frau Westenra. »Wann und wo möchtet ihr euch vermählen, du und Jonathan? Habt ihr schon Pläne geschmiedet?«

Ich zögerte und antwortete dann ernst: »Wir haben eigent-

lich von einer Hochzeit, natürlich nur einer sehr schlichten Feier, im Spätsommer in Exeter gesprochen, aber nun bin ich mir nicht mehr so sicher.« Ich berichtete ihr von Jonathans Geschäftsreise nach Transsilvanien und erklärte ihr, dass sich seine Rückkehr sehr verzögerte und ich schon lange keine Nachricht mehr von ihm erhalten hatte. »Irgendetwas an seinem letzten Brief macht mich stutzig. Er ist zwar in seiner Hand geschrieben, aber er klingt völlig fremd.«

»Hast du dich schon an seinen Arbeitgeber gewandt?«, fragte Frau Westenra.

»Ja, das habe ich gemacht. Herr Hawkins hat auch kein Sterbenswörtchen von ihm gehört.«

Lucy und ihre Mutter versuchten ihr Möglichstes, um meine Ängste zu vertreiben, doch unter den gegebenen Umständen gab es nicht viel, was sie mir zum Trost hätten sagen können. Nach dem Frühstück schlug Lucy vor, wir sollten noch einmal zur Ostklippe hinaufspazieren. Ihre Mutter, die außer Atem zu geraten schien, wenn sie nur vom Speisezimmer in den Salon ging, bat uns, sie zu entschuldigen. Ehe Lucy und ich das Haus verlassen konnten, nahm mich Frau Westenra heimlich beiseite und sprach leise und eindringlich zu mir.

»Mina, vor Lucy wollte ich nichts sagen, aber ich bin außerordentlich besorgt um sie.«

»Warum ängstigen Sie sich so sehr?«

»Es geht um ihre alte Angewohnheit, das Nachtwandeln. Diese Neigung kann sehr gefährlich sein. Erzähle ihr bitte nichts von unserer Unterredung, aber du musst mir versprechen, sie stets im Auge zu behalten und nachts die Tür zur eurer Kammer zu verschließen, sodass sie diese nicht verlassen kann.«

In dem festen Glauben, dass ich Lucy vor allem Unheil würde beschützen können, gab ich Frau Westenra feierlich mein Wort. Oh! Wie sehr sollte ich mich getäuscht haben!

An jenem Nachmittag kehrten Lucy und ich zu dem Friedhof oben an der Ostklippe zurück, wo wir freundlich mit einem altersgekrümmten, ehemaligen Seemann plauderten, einem gewissen Herrn Swales, der angab, beinahe hundert Jahre alt zu sein. Er und seine beiden Kameraden waren von Lucys Anblick derart entzückt, dass sie sich dicht neben uns setzten, kaum dass wir uns auf unserer Lieblingsbank niedergelassen hatten. Lucy stellte ihnen grüblerische Fragen zu ihren vergangenen Abenteuern auf See, wo sie mit der Grönländischen Fischereiflotte gefahren waren, und zu ihren glorreichen Taten während der Schlacht von Waterloo.

Mich interessierten Geschichten über Whitby weitaus mehr. Doch als ich das Gespräch in diese Richtung zu lenken versuchte, beharrte der alte Herr Swales darauf, dass all jene Berichte von der Weißen Frau im Fenster der Abtei Ammenmärchen und Seemannsgarn seien.

»Das sind nur Lügenmärchen, die sie den Feriengästen und derlei leichtgläubigen Leuten vorsetzen«, spottete der alte Mann. »Schenken Sie ihnen keinen Glauben, Fräulein. Wenn Ihnen aber der Sinn nach Geschichten steht, dann erzähle ich Ihnen ein paar, die wirklich geschehen sind.«

Und er ergötzte uns mit einigen schillernden Histörchen über die Stadt und den Friedhof. Lucy entsetzte sich, als er uns darauf hinwies, dass die Steinplatte zu unseren Füßen, auf der unsere Lieblingsbank ruhte, das Grab eines Mannes bezeichnete, der Selbstmord begangen hatte. Herr Swales versicherte ihr, er selbst säße hier nun schon mehr als zwanzig Jahre immer wieder, und es sei ihm deswegen noch kein Leid geschehen.

Als wir in unsere Pension zurückkehrten, verkündete mir die Wirtin, Frau Abernathy, sie hätte einen Brief für mich. Mein Herz hüpfte vor banger Erwartung. Ich erkannte die Handschrift sofort. Der Brief war von Jonathans Arbeitgeber, Herrn Peter Hawkins. Ich war außerstande, mich zu beherrschen, bis wir unsere Kammer erreicht hatten, und riss

den Brief gleich auf. Zu meiner Erleichterung entdeckte ich, dass der alte Mann einen Brief beigefügt hatte, den er von Jonathan erhalten hatte.

»Siehst du?«, rief Lucy und verrenkte sich den Hals, um einen Blick auf die mitgeschickte Nachricht zu erhaschen, während ich diese überflog. »Ich habe dir doch gesagt, dass Jonathan schreiben würde. Was berichtet er?«

Mein Herz wurde schwer. Es war zwar Jonathans Handschrift. Doch ich hatte mich nach aufmunternden Worten gesehnt und nach einer Erklärung für sein lang andauerndes Schweigen. Stattdessen war der mitgeschickte Brief an seinen Arbeitgeber gerichtet und eine bittere Enttäuschung.

Burg Dracula, den 19. Juni 1890

Sehr geehrter Herr,

hiermit teile ich Ihnen mit, dass ich den geschäftlichen Auftrag, dessentwillen Sie mich entsandt hatten, zufriedenstellend erledigt habe und dass ich morgen meine Heimreise anzutreten beabsichtige, die ich jedoch wahrscheinlich für einen Ferienaufenthalt zu unterbrechen gedenke.

Ich verbleibe mit freundlichen Grüßen,

Ihr ergebener

J. Harker

»So wenige Zeilen«, sagte ich leise, als ich Lucy den Brief reichte. »Nur so wenige Zeilen. Das sieht Jonathan überhaupt nicht ähnlich.«

»Wieso? Er hat an Herrn Hawkins geschrieben, nicht an dich. Ich finde den Brief knapp und geschäftlich.«

»Das ist es ja gerade. Herr Hawkins ist für Jonathan eher so etwas wie ein Vater als ein Vorgesetzter. Wir kennen ihn beide seit unseren Kindertagen. Jonathan würde den alten Mann niemals in solch nüchternem Geschäftston ansprechen.«

»Vielleicht war er in Eile? Und sieh nur: Er sagt, dass er plant, die Reise unterwegs für einen Ferienaufenthalt zu unterbrechen.«